

Kristin Wardetzky

Über die Wirkungsmacht des Erzählens

*Vortrag anlässlich des Beginns von ‚ErzählZeit Frankfurt‘ im Theaterhaus Frankfurt am 17.8.2012*

In einer frühen Fassung des Grimmschen Märchens *Das Marienkind* wird die Protagonistin, ein widerspenstiges Kind, nicht von der Jungfrau Maria geholt, sondern von einer schwarzen Jungfrau. Als das Mädchen ein Verbot übertritt, sagt die schwarze Jungfrau: „Ich muss dich verstoßen. Was willst du am liebsten verlieren?“ Das Mädchen antwortet: „Die Sprache“. Da schlägt sie ihm auf den Mund, und das Mädchen verstummt. Es wird von einem König gefunden und geheiratet. Als sie Kinder bekommt, werden ihr diese heimlich entwendet, und sie wird des Kannibalismus beschuldigt. Sie kann sich nicht verteidigen – sie ist stumm. Am Ende wird sie auf den Scheiterhaufen gezerrt, und in der letzten Sekunde erlöst, indem sie ihre Sprache wieder erhält.

In der antiken Geschichte von *Callisto*, die von Zeus begehrte und geschwängert wird, rächt sich Hera an der Nebenbuhlerin, indem sie sie in eine Bärin verwandelt. Der Sohn aus der göttlichen Liason, Arkas, trifft Jahre später auf die Bärin, die sich ihm nähert, um ihn zu umarmen. Er legt den Pfeil auf den Bogen, sie will sich ihm verständlich machen, aber nur ein fürchterliches Brummen kommt aus ihrem Maul. Arkas erschießt die sprachohnmächtige Mutter.

2 Beispiele, in denen in extremer Zuspitzung deutlich wird, was Sprachlosigkeit bedeuten kann.

Warum zitiere ich sie hier?

In ihnen finden wir in symbolischer Überhöhung und bis ins Tragische gesteigert eine Grunderfahrung menschlicher Existenz formuliert, nämlich durch Sprachlosigkeit ohnmächtig an schicksalhafte Mächte ausgeliefert zu sein.

Diese Grunderfahrung gehört zum menschlichen Leben von Beginn an, wenn auch nur äußerst selten in eben dieser Dramatik. Wir erleben die Sprachnot des Kleinstkindes, das versucht, sich mit Brabbeln, Schreien und Gestik verständlich zu machen. Auch später kennen wir die Qual, nicht über die richtigen Worte zu verfügen, wenn wir einem Gedanken, einer Empfindung präzise Ausdruck verleihen wollen. Und wie quälend ist es für den alternden Menschen, wenn sich im Kopf nur Leere statt des gesuchten Wortes findet. Oder: wie eng sind uns mitunter Grenzen gesetzt, wenn wir uns in einer uns unvertrauten Sprache verständigen wollen. In solchen Situationen können wir eine Ahnung davon gewinnen, welche Hürden sich auftun, wenn Migranten permanent an eine Mauer aus Wörtern stoßen, die sie nicht aufschließen können. Der Schlüssel ihrer Muttersprache versagt. Da wird Sprachlosigkeit mitunter tatsächlich existentiell, weil die einfachsten Dinge des Lebens nicht mehr zu regeln sind. Sprache ist das Band, das uns miteinander verknüpft, über die wir uns als gemeinschaftliche Wesen, als zoon politicon, erleben. Sie ist nicht Zutat zum Leben, sondern das Leben selbst.

Und so gehört die Vermittlung von Sprachmächtigkeit zu einer der unbefragten, ganz und gar selbstverständlichen Bildungsaufgaben jeder Gesellschaft – seit Jahrtausenden. Gegenwärtig stellt sie sich im Zeichen der Globalisierung neu und komplizierter als bisher. Sie wird zur Nagelprobe für das Gelingen oder Misserfolg der Integration. Damit ist das Thema Sprachförderung politisch aufgeladen, verlangt politische Entscheidungen und Handlungsspielräume.

U.a. versuchen Bildungsexperten, mit den unterschiedlichsten Programmen Erwachsene, vor allem aber Kinder aus ihrer Sprachnot zu befreien und ihnen das Erlernen der deutschen Sprache zu erleichtern. Linguisten, Psychologen und Pädagogen entwickeln Konzepte, mit denen der Zugang zur sog. Zweitsprache erleichtert werden soll. Aufwändige Publikationen und Lehrmittel werden erstellt, das Lehrpersonal wird für das Unterrichten im Fach Deutsch als Zweitsprache geschulte - man lässt sich das Ganze wirklich etwas kosten! Und dann kommen Erzähler/innen, mit nichts anderem als einer Geschichte im Kopf und auf den Lippen, und die Erfolge machen selbst Bildungsexperten ‚sprachlos‘. Was Kinder durch das Hören und das Weitererzählen von Geschichten in einem Jahr an Sprachvermögen erworben haben, stellt manch aufwändiges Förderprogramm in den Schatten.

Wie erklärt sich die Wirkungsmacht des Erzählens?

Wir konnten dieses Phänomen seit nunmehr 7 Jahren in Berlin verfolgen. Begonnen hatten 2005 die drei professionellen Erzählerinnen Sabine Kolbe, Marietta Rohrer-Ipekaya und Kerstin Otto in einer Berliner Brennpunktschule, zwei Jahre lang einmal pro Woche internationale Märchen zu erzählen. Das war ein Experiment ohne Erprobungsphase, ohne hinreichende Erfahrungen mit der Kontinuität dieser Intervention, denn einmalige Erzählveranstaltungen in der Schule sind etwas grundsätzlich anderes als deren wöchentliche Wiederkehr über zwei Jahre hinweg. Entsprechend ging anfangs einiges schief, und Zweifel am Sinn dieses Unternehmens blieben nicht aus. Es brauchte einige Monate mit manchem Auf und Ab, um die Koordinaten bestimmen zu können, die die Anstrengungen rechtfertigen. Schule ist ein eigener Organismus, mit vielen krankmachenden Viren behaftet, wie ordnet sich da das pure, das reine Erzählen sinnvoll ein?

Eine Fülle an Fragen tat sich auf, z.B.: welche Geschichten sind dem Alter und dem Sprachvermögen der Kinder angemessen? Wie lang sollten sie sein? Was geschieht in der verbleibenden Unterrichtszeit? Braucht das Erzählen die Unterstützung visueller oder akustischer Elemente? Wie sollte der Raum gestaltet sein, damit sich von Woche zu Woche das Wunder des Märchens in einem funktional definierten Raum ereignen kann? Wie bringen sich die Kinder in den Erzählvorgang ein? Wie können sie selbst zu Erzählern werden? Wie muss die Zusammenarbeit mit den Lehrern geregelt – nein: gestaltet! werden? Werden sie zu Partnern, deren Genuss am Zuhören sich auf die Kinder überträgt? (Die Erfahrungen aus dieser Anfangsphase sind ausführlich dokumentiert.)

Das Fragen geht weiter und tiefer, und zwar als Selbstbefragung der Erzähler/innen: Wie sieht mein Repertoire an Geschichten aus? Ist es zusammengewoben aus Erzählungen, die in mir vibrieren, die mich nicht nur erheitern, sondern auch beunruhigen, nicht loslassen? Wie wird zu meiner eigenen Sprache, was zuvor erstarre Sprache des Buchtextes war? Komme ich mit den Kindern in einen Dialog über das, was sie in ihrem Alltag frustriert, ängstigt, vielleicht sogar kaputt macht? Kann ich mit ihnen den Weg durch Leid und Furcht gehen, um am Ende zu jubeln und den Triumph zu feiern? Bin ich selbst bereit, in meine eigenen Tiefen zu steigen? Was lasse ich an spontaner, nicht inszenierter Selbstoffenbarung zu? Bleibt es beim Erzählen nur beim Schönen Sprechen, allen Regeln der Kunst gehorchend, ohne den Resonanzraum der eigenen dunklen Schattenseiten zu öffnen? Wie entgehe ich

der Routine? Wie kann ich die Leidenschaft, die mich zum Erzählen getrieben hat, in den Routinen des Alltags bewahren?

All diese Fragen haben uns in den letzten 7 Jahren permanent begleitet, in denen das Projekt über Durststrecken gerettet, dann über eine Berliner Bildungsinitiative großzügig gefördert, in den Kindertagesstättenbereich und die weiterführenden Schulen ausgeweitet und nun – primär durch die Anstrengungen von Sabine Kolbe – in die Regelförderung des Berliner Senats übernommen wurde.

Ebenfalls durch Anregung von Sabine Kolbe gibt es jetzt zusätzlich zu den regulären Schul- und Kitaterminen 4jährlich Veranstaltungen in den jeweiligen Stadtteilbibliotheken, öffentliche Veranstaltungen im Märkischen Museum und in der Jurte der Zentral- und Landesbibliothek, um auch Eltern für das Erzählen zu begeistern, sowie Weiterbildungsveranstaltungen für das beteiligte Lehrpersonal und – zur Qualitätssicherung des Projektes – einen monatlichen Jour fixe für die Erzählerinnen, in dem theoretische und ästhetische Fragen erörtert werden. Beteilt sind insg. 18 Erzählerinnen und Erzähler, 6 davon sprechen einen anderen Muttersprache und sind damit eine schöne Ergänzung im Sinne des kosmopolitischen Konzeptes des Projektes.

Nachfolgeprojekte gibt es in Heilbronn, Hannover und Lippe, initiiert von ehemaligen Studierenden der UdK und damit Kollegen, sowie in Freiburg durch die Schauspielerin Nicola Hübsch und hier in Frankfurt gleich zweimal – mit dem Projekt ‚Wortgewandt‘ für die Kindergärten und mit ErzählZeit Frankfurt, initiiert durch Gordon Vajen vom Theaterhaus.

Das IPP München hat in Berlin 2011 ErzählZeit umfangreich evaluiert und das Konzept des Projektes und dessen Realisierung aufs schönste bestätigt und nur marginale Korrekturen angeraten.

Zurück zur Frage nach der Wirkungsmacht des Erzählens in der Schule.

Das Paradox besteht wohl darin, dass es seine Zwecke nur erfüllt, weil es sich immunisiert gegen die direkten Zwecksetzungen der Pädagogik. Es vermittelt eine ästhetische Befriedigung, die sich nicht verrechnen, benoten, bewerten lässt.

Erzählen ist nicht Lehren, sondern Spielen, und damit eine ganz eigene Form der Unterhaltung und des Vergnügens! Spielen ist nicht nur das, was Kinder am liebsten tun, sondern – nach dem Philosophen Hans-Georg Gadamer – *eine elementare*

*Funktion des menschlichen Lebens, so dass menschliche Kultur ohne ein Spielelement überhaupt nicht denkbar ist* (Gadamer, 29). Erzählen ist ein Spiel mit Vorstellungen, Imaginationen, die durch Sprache vermittelt werden, ein Spiel ohne körperliche, aber mit höchster geistiger Aktivität. Wenn man in die Gesichter der zuhörenden Kinder schaut, dann braucht es keine hirnphysiologischen Apparaturen, um zu erkennen, in welchem Maße sie aktiv am Geschehen beteiligt sind. Sie übertragen das sinnlich Wahrgeommene – Worte und Gesten des Erzählers – in einen selbst produzierten, inneren Film. Damit sind sie ebenso Produzenten wie die Erzählerinnen. Denn: Empfangende Passivität ist zugleich gestaltende Kreativität. In dieses Spiel bringen sich die Kinder nach ihrem eigenen Tempo, Temperament und Gusto ein – ohne Druck, ohne Zwang, selbstbestimmt, nach freiem Willen. Und sie laden die selbstentwickelten Bilder mit Bedeutung auf. Sprache – auch die der Gesten und der Mimik des Erzählenden – verwandelt sich in bildhafte Assoziationen, in Emotionen und Ahnungen. Aus dem puren Verstehen der Lexik wird Miterleben, affektive Anteilnahme, wird Deutung, wird Selbstbegegnung und Selbstgenuss. Und so, ganz allmählich, ohne akademisch gezimmerte Regulativen, schwingt sich das Kind in die – mitunter fremde – Sprache ein, entdeckt selbstständig deren Deutungshorizont und lernt das Glück kennen, in dieser Landschaft nicht mehr an Mauern zu stoßen, sondern immer mehr Bekanntes zu entdecken. Die Wiederkehr der narrativen Muster, nach denen die Geschichten in der Regel gebaut sind, von poetischen Wendungen, Versen, Formulierungen – die Wiederholung also garantiert den Reiz am Wiedererkennen und damit das allmähliche sich Einhören in die Konventionen einer Sprache, die Hunger macht auf mehr, die den Kindern vertraut wird und allmählich zum eigenen Gebrauch zur Verfügung steht. Sie selbst erproben sich in dieser Sprache, wenn sie eigene Geschichten erfinden. Dann lösen sie sich mehr und mehr vom umgangssprachlichen Idiom und versuchen, imitierend den Sprachgebrauch der Erzählerinnen zu treffen – ein mitunter halsbrecherisches Abenteuer, das ihnen mehr und mehr gelingt.

Zum Gelingen dieses Spiels mit Sprache gehört als elementare Voraussetzung die Entdeckung der Langsamkeit. Erzählen entschleunigt. Erzählen braucht Muße, Gelassenheit, einen offenen Zeithorizont. Im Erzählen hält die Welt den Atem an, die Zeiger der Uhren stehen still, es gibt nur noch ein einziges Zeitmaß: das der Geschichte. Damit steht Erzählen quer zur Rasanz des Alltages und seinen

Reizkaskaden, von denen die Kinder täglich überflutet werden. Erzählen ist die äußerste Reduktion des sinnlich Wahrnehmbaren, und eben diese Reduktion bewirkt Konzentration, wie uns auch die Lehrerinnen und Lehrer immer wieder voller Staunen und mitunter neidvoll bestätigen. Die Konzentration auf nichts anderes als den Mund, die Augen, die Hände der Erzählerin setzt geradezu hypnotische Kräfte frei: Kinder, die im regulären Schulalltag nicht länger als 5 bis 7 Minuten zuhören können, hängen bis zu 40 Minuten an den Lippen derer, die ihnen da Geschichten von Leben und Tod, Liebe und Hass, Versagen und Bewährung erzählen. Die Konzentration wird nicht durch äußere, sekundenschnell wechselnde Reize, durch short cuts, stimuliert, sondern durch die allmähliche Verfertigung der Geschichten beim Reden.

Zum Gelingen des Projektes haben vor allem auch diese Geschichten selbst beigetragen. Im Märchen geht es ums Ganze, und das lernen auch diejenigen Kinder, denen solche Kost von zuhause nicht bekannt ist, sehr schnell zu schätzen. Märchen halten sich nicht mit Bagatellen auf. Im Märchen ist das Hohe und Niedrige, das Komische und Tragische, das Heroische und das Absurde zuhause – es umspannt den Kosmos menschlicher Erfahrung und ist damit zu jeder Zeit und für jede Gesellschaft und für - fast - jedes Alter gültig. Dieses scheinbar so konservative Genre verweist nicht nur auf unsere Vergangenheit, sondern ebenso auf unsere Gegenwart. Mit seinen lichten und dunklen, abstrusen und grausigen Aspekten ist es fiktiv und real zugleich, der Wirklichkeit und der Phantasie in gleicher Weise zugehörig.

Last but not least: Beim Erzählen wird jede Geschichten erst wirklich zum Abenteuer durch das Zaubermittel des direkten, unmittelbaren Kontaktes zwischen Erzählenden und Zuhörenden. Unbenommen sind Hörkassetten eine mitunter hoch kunstvolle, anspruchsvolle Vermittlungsquelle, aber sie ersetzen nicht den natürlichen Klang der menschlichen Stimme, die Vibration des Atems, das Spiel des Gesichtes des Erzählenden. Der Genuss ist ein anderer, wobei Kinder ein feines Sensorium dafür haben, ob ein Erzähler sie wirklich ‚meint‘. Was sich da an Verbindung zwischen den Akteuren knüpft, ist begrifflich nicht zu fassen, aber es ist durch Erfahrung bezeugt: Wir sprechen nicht umsonst von ‚Fesseln‘, wenn wir einen gelungenen Erzählakt beschreiben wollen. Erzähler/innen haben die Macht, uns Fesseln anzulegen, wir

unterwerfen uns freiwillig dieser Gewalt, denn ohne diese Fesseln könnten wir unsere Phantasie nicht frei entfalten. Nur ein fesselnder Erzähler gibt uns die Möglichkeit, seiner Geschichte mit entfesselter Freude folgen zu können.

Literatur:

Hans-Georg Gadamer: Die Aktualität des Schönen. Stuttgart: Philipp Reclam jun. 1977.

Kristin Wardetzky/Christiane Weigel: Sprachlos? Erzählen im interkulturellen Kontext. Erfahrungen aus einer Grundschule. Hohengehren: Schneider-Verlag 2008).